

Frühes Glück und schnelles Leid

Meine ersten Jahre am Institut für Sozialforschung

*Axel Honneth**

Welche schwere Aufgabe vor mir lag, als ich im Jahr 2001 das Amt des geschäftsführenden Direktors am Frankfurter Institut für Sozialforschung antrat, war mir von Anfang an klar; wie schwierig sie tatsächlich sein sollte, ist mir erst im Laufe der Zeit vollends bewusst geworden. Ludwig von Friedeburg, mein Vorgänger, hat sicherlich gewusst, welches Risiko er auf sich nahm, als er dem Stiftungsrat des Instituts vorschlug, jemanden zum Direktor zu ernennen, der von Haus aus nicht Soziologe, sondern Philosoph war. Gewiss, sein eigener Vorgänger, Theodor W. Adorno, war auch kein waschechter Vertreter des Fachs gewesen; aber der Genius des Hauses hatte der wissenschaftlichen Öffentlichkeit schon lange vor seinem Amtsantritt hinlänglich bewiesen, dass er sich das Handwerkszeug der empirischen Sozialforschung ebenso schnell anzueignen vermochte wie so manch andere Disziplin, die auf seinem intellektuellen Lebensweg gelegen hatte. Mit mir aber sollte ein Philosoph das Schicksal des Instituts lenken, der zwar auch soziologische Neigungen verspürte und das Fach studiert hatte, jedoch weder mit den methodologischen Raffinessen der empirischen Sozialforschung noch mit den Tücken der Drittmittelbeantragung sonderlich vertraut war. Was zunächst ein Handikap zu sein schien, erwies sich erstaunlicherweise nach kurzer Zeit aber erst einmal als ein Vorteil; ich ging mit einer Unbekümmertheit und Chuzpe ans Werk, die nur jemand besitzen konnte, der von den Schwierigkeiten der Ummünzung theoretischer Fragestellungen in antragsfähige Projekte mit empirischem Zuschnitt noch keinen blassen Schimmer haben konnte.

* *Anm. der Redaktion:* Axel Honneth war von 2001 bis 2018 Direktor des Frankfurter Instituts für Sozialforschung. Nach der kommissarischen Leitung durch Ferdinand Sutterlüty übernahm Stephan Lessenich im Juli 2021 diese Position.

Zurück zu den Wurzeln

Zu der produktiven Unbedarftheit dieser Anfänge gehörte, dass ich mich bei der tastenden Suche nach ersten Orientierungen in der neuen Rolle zunächst an das ursprüngliche Programm von Max Horkheimer halten wollte. Trotz der überwiegend marxistischen oder feministischen Einstellung seiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter war das Institut für Sozialforschung damals auf dem besten Weg, zu einer akademischen Dependance der in der Bundesrepublik etablierten Sozialforschung zu werden; man beschäftigte sich vorrangig mit der alten, im Haus seit langem bearbeiteten und gewiss nicht unwichtigen Frage, welche Wirkungen der technische Wandel im Produktionsprozess auf das Bewusstsein und die politischen Gesinnungen der Beschäftigten haben würde. Auf der Strecke geblieben war dabei nicht nur, was Horkheimer als übergreifende, philosophisch inspirierte Fragestellung bezeichnet hatte, sondern auch die interdisziplinäre Zusammenarbeit, mit der er der empirischen Forschung im Institut ursprünglich einen gänzlich neuen, innovativen Charakter verleihen wollte. Beides sollte nun nach meiner – um die Konsequenzen zunächst nicht allzu bekümmerten – Vorstellung schnellstmöglich wieder im Hause zur programmatischen Richtschnur werden; schon nach kurzer Eingewöhnung fasste ich erste Maßnahmen ins Auge, um die empirische Forschung am Institut stärker interdisziplinär auszurichten und so weit wie eben möglich auf das Ziel hin festzulegen, im Verbund mehrerer Disziplinen ein einziges, zeitdiagnostisch relevantes Schlüsselthema zu bearbeiten.

Allerdings waren diese Pläne dann doch schneller geschmiedet als in die Realität umgesetzt. Mein erster Schritt zur Wiederbelebung der ursprünglichen Idee des Instituts bestand darin, mich nach Kolleginnen und Kollegen in Frankfurt und an den benachbarten Universitäten umzuschauen, die einerseits sozialwissenschaftliche Disziplinen vertraten, die im Hause deutlich unterrepräsentiert waren, und andererseits die Gewähr boten, an der interdisziplinären Zusammenarbeit ein lebhaftes Interesse zu besitzen; bei der Auswahl der Disziplinen, die mir für ein solches Unternehmen geeignet schienen, hielt ich mich wieder an die Vorstellungen Horkheimers und suchte also nach Gleichgesinnten auf dem Feld der Kulturosoziologie, der Psychoanalyse und der Rechtswissenschaft. Das Glück war mir bei diesem ersten Unterfangen äußerst hold, denn mit Martin Dornes, Klaus Günther und Sighard Neckel fand ich schnell drei Kollegen, die bereit waren, dem »Kollegium«, dem bereits bestehenden Leitungsgremium beizutreten und es

interdisziplinär zu erweitern. Schnell war es nach meiner Erinnerung auch möglich, diesen neu zusammengesetzten Kreis von der Notwendigkeit zu überzeugen, die Forschungsarbeit zukünftig stärker auf ein übergreifendes Thema hin auszurichten, das den besonderen Charakter des gegenwärtigen Kapitalismus in den Blick nehmen sollte.

Auf zu neuen Ufern

Ebenso rasch aber, wie wir uns in diesen programmatischen Zielsetzungen einig wurden, traten uns auch die enormen Widrigkeiten vor Augen, die deren Umsetzung im Institut entgegenstanden; dazu gehörte an erster Stelle, dass das für die Vorbereitung von antragsreifen Forschungsprojekten erforderliche Budget in einem beträchtlichen Maße von finanziellen Mitteln abhing, die aus den Gemeinkosten der von der DFG bewilligten Projekte stammten. Was diese überschüssigen Mittel anbelangte, befand sich das Institut damals aber in einer äußerst schwierigen Lage, weil die Anzahl der erfolgreich beantragten Forschungsprojekte in den vorangegangenen Jahren leicht gesunken war, so dass Mittel zur Freistellung von Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter für die Ausarbeitung von geeigneten Projektanträgen kaum vorhanden waren – wozu man wissen muss, dass das Institut nur im Bereich der Verwaltung, der Sekretariate und der Bibliothek über feste Stellen verfügte, nicht aber in dem der Forschung. Also war ich gemeinsam mit dem Kollegium vor die schier unlösbare Aufgabe gestellt, auf einem Schiff, das bei rauer See unterzugehen drohte, schnellstmöglich wieder die Segel zu hissen, um Kurs auf ein sicheres Eiland zu nehmen, auf dem mit neueingeworbenen Geldern auch die rosige Zukunft eines erfolgreichen Forschungsprogramms winkte.

Dass wir zwar nicht eine solche paradiesische Insel mit üppigster Ausstattung und idealen Arbeitsbedingungen erreichten, aber immerhin doch das schützende Festland, verdankte sich den vielen glücklichen Fügungen, die vielleicht wie durch Zauberhand jeder beherzte Neubeginn mit sich bringt. Im Kollegium gingen wir mit viel Engagement und Streitlust daran, uns erste Gedanken über ein übergreifendes Forschungsthema zu machen, das zugleich interdisziplinär, forschungstauglich und irgendwie originell, nicht allzu altbacken sein sollte; parallel dazu waren wir aber auch schon mit dem Versuch beschäftigt, neue Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus den

verschiedenen Disziplinen heranzuziehen, die bereit sein würden, ohne sichere Aussicht auf eine feste Beschäftigung und daher in höchst prekärer Lage an einem Projekt mitzuarbeiten, dessen Umriss uns selbst noch nicht vollständig klar waren. Dass es uns dann tatsächlich gelang, junge Leute diesen Schlags zu gewinnen – trotz vorläufiger Nichtfinanzierung gewillt, an der Wiederbelebung des einst ruhmreichen Instituts mitzuwirken – betrachte ich im Nachhinein als wohl wichtigste Voraussetzung dafür, dass sich im Hause alsbald eine ungeheuer energiegeladene und experimentierfreudige Stimmung breitzumachen begann; kaum war nämlich aus der Gemengelage von alter Mitarbeiterschaft, Kollegium und neuen, noch unbezahlten Kräften eine auch nur halbwegs funktionstüchtige Arbeitsstruktur erwachsen, schon befeuerten wir uns in den wöchentlich stattfindenden Kolloquien und in den inzwischen eingerichteten Arbeitskreisen gegenseitig mit Ideen, was alles zu tun sei, um am Leitfaden einer übergeordneten Fragestellung interdisziplinär ineinandergreifende Forschungsprojekte auf den Weg zu bringen.

Was alles aus diesen ersten Jahren voller intensiver Diskussionen an tragfähigem Arbeitsprogramm hervorging und auch über das nächste Jahrzehnt hinweg Bestand haben sollte, vermag ich im Einzelnen kaum mehr aufzulisten; unklar ist mir im Rückblick auch, ob der Entwurf eines neuen Forschungsprogramms den organisatorischen Umbauten vorauslief, beides irgendwie Hand in Hand ging oder doch die arbeitstechnischen Restrukturierungen den theoretischen Neuerungen den Weg bahnten. Auf jeden Fall wandelte sich vieles so schnell, dass das Institut schon nach wenigen Jahren kaum mehr wiederzuerkennen war. Die meiste Zeit verbrachten wir sicherlich damit, uns über den genauen Zuschnitt des übergreifenden Forschungsthemas und den Titel der Zeitschrift zu verständigen, die wir inzwischen entschlossen waren, in Anknüpfung an das alte Organ des Hauses neu herauszubringen. Zwar war die erste Aufgabe gewiss von wesentlich größerer Bedeutung als die zweite, aber auf beide verwendeten wir nach meiner Erinnerung etwa die gleiche Zeit an nicht enden wollenden Diskussionen. In Hinblick auf die Frage, was wir unter dem gemeinsamen Dach einer zeitdiagnostischen Problemstellung zukünftig interdisziplinär untersuchen wollten, herrschte vorläufig nur Einigkeit darüber, dass der aktuelle Strukturwandel des Kapitalismus in den Blick genommen werden sollte; was daran aber als so markant und erfahrungsrelevant gelten konnte, dass es geeignet schien, über mehrere Jahre hinweg sowohl unsere Aufmerksamkeit zu fesseln als auch das Interesse der wissenschaftlichen Öffentlichkeit auf sich zu ziehen, war uns zunächst vollkommen unklar. Der Durchbruch erfolgte, als wir im

Zuge der gemeinsamen Lektüre neuerer Gesellschaftsanalysen mit der Hypothese zu arbeiten begannen, dass das Besondere an der gegenwärtigen Entwicklung die Art des Scheiterns großflächiger und vielversprechender Reformvorhaben sein könnte; solche emanzipatorischen Projekte wie der Ausbau des Sozialstaats, die Gleichstellung der Geschlechter, die Liberalisierung der Erziehung oder die Reform des Strafrechts verliefen nach unserem Eindruck immer häufiger nicht einfach nur im Sande, sondern schlugen oft in das normative Gegenteil des ursprünglich Beabsichtigten um, in zunehmende Bürokratisierung also, in neue Abhängigkeiten oder in die unerwartete Wiederkehr alter Rollenbilder. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, dass wir ein ganzes Jahr brauchten, um uns in Abwägung der Pros und Kontras und bei genauester Betrachtung von möglichen Alternativen schließlich darauf verständigten, unseren gemeinsamen Forschungsschwerpunkt mit dem Titel »Paradoxien der kapitalistischen Modernisierung« zu versehen.

Organisationsreform

Schon während dieser Diskussionen wurde uns allerdings auch bald klar, dass es die interdisziplinäre Bearbeitung solch eines umfassenden Themas ebenfalls erforderlich machen würde, die Forschungspraxis im Institut neu zu organisieren; bislang hatte man ja alle empirischen Projekte geradezu naturwüchsig in der Soziologie beheimatet sein lassen, während nun verschiedene Disziplinen unterschiedliche Aspekte der gesellschaftlichen Entwicklung untersuchen sollten, so dass es bei der zentripetalen Ausrichtung der Institutsarbeit nicht länger bleiben konnte. Immer wieder erwogen wir daher, regelrechte Forschungsabteilungen im Hause einzurichten, was jedoch angesichts der kleinen Zahl von MitarbeiterInnen und der geringen Zeit, die die nur ehrenamtlich tätigen Kollegiaten für das Institut aufwenden konnten, der Errichtung eines Potemkinschen Dorfes gleichgekommen wäre. Der Kompromiss, den wir fanden, bestand am Ende darin, den Ausdruck der »Abteilung« mangels personaler Masse zu vermeiden, aber faktisch die Vorbereitung, Erörterung und Durchführung der einzelnen Projekte doch in Arbeitskreisen zu verankern, die disziplinar ausgerichtet waren und sich vornehmlich mit einem Aspekt unseres übergreifenden Themas beschäftigen sollten. Diese Neuerung machte eine weitere Reform notwendig, die aller-

dings noch andere, mit meiner eigenen Position zusammenhängende Gründe hatte: Als an der Goethe-Universität beschäftigter Professor hatte man mir zwar zum Ausgleich für meine Amtstätigkeit am IfS eine Reduktion meines Lehrdeputats um 50 Prozent bewilligt, aber trotzdem vermochte ich längst nicht so viel Zeit der Leitung des Instituts zu widmen, wie es bei all den Plänen für ein breiter aufgestelltes Programm und eine stärkere internationale Orientierung erforderlich gewesen wäre. Eine Lösung konnte daher nur darin bestehen, aus dem knapp bemessenen Budget des Hauses die finanziellen Mittel für eine neu zu schaffende Stelle aufzubringen, die wir mit dem Titel »wissenschaftliche/r Referent/in« versehen wollten und deren zukünftige Aufgabe es sein sollte, die verschiedenen Forschungsfelder zu koordinieren, den MitarbeiterInnen bei der Ausarbeitung ihrer Projektanträge beiseite zu stehen und geplante Veröffentlichungen redaktionell zu betreuen.

Vor allem auf diesem letzten Gebiet schien mir ein großer Nachholbedarf gegenüber der Praxis zu bestehen, die vor meinem Amtsantritt im Institut vorgeherrscht hatte. Gewiss, man war darum bemüht gewesen, die Ergebnisse der eigenen Forschung in einer Schriftenreihe zu veröffentlichen, und hatte darüber hinaus damit begonnen, mit Hilfe einer »Mitteilungen« genannten Broschüre die wissenschaftlichen Aktivitäten des Hauses publik zu machen. Das war sicherlich der richtige Weg, reichte aber nach meinem Eindruck noch nicht aus, das Institut in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit wieder sichtbarer werden zu lassen und damit gegenüber Land und Stadt zu rechtfertigen, warum jährlich eine doch bei aller Unterfinanzierung nicht unerhebliche Summe für eine sich als »kritisch« bezeichnende Sozialforschung verausgabt werden sollte. Aus solchen Überlegungen erwuchs die zunächst verwegen, ja anmaßend klingende Idee, in der Veröffentlichungspraxis des Hauses viel stärker als in den letzten Jahrzehnten wieder die Kontinuität mit dem alten, von Adorno und Horkheimer geleiteten Institut zur Geltung zu bringen. Zwei Maßnahmen waren es, mit denen wir glaubten, diese Absicht in die Tat umsetzen zu können: Wie früher sollte zum einen die Schriftenreihe des Instituts wieder »Frankfurter Beiträge« heißen und auch für institutsunabhängige Publikationen aus dem In- und Ausland geöffnet werden – wobei die »Beiträge« nun, um Missverständnisse angesichts der starken Spezialisierung der Sozialforschung zu vermeiden, ausdrücklich zugleich der »Soziologie« und der »Philosophie« gewidmet sein sollten. Wie bereits erwähnt, liebäugelten wir zum anderen aber auch mit dem Plan, die alte, legendäre Zeitschrift des Instituts wiederaufleben zu lassen, natürlich

nicht in direkter Nachfolge, so, als seien wir die legitimen Kinder der ersten Generation, sondern mit dem Zusatz »*Neue* Zeitschrift für Sozialforschung«.

WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung

Von all den Plänen und Projekten, die während meiner Amtszeit im Institut in Angriff genommen wurden, hat mir dieses Unternehmen von Anfang an wohl den größten Spaß bereitet – was, um ehrlich zu sein, leichte Zweifel an meinen Qualitäten als Leiter eines sozialwissenschaftlichen Forschungsinstituts nähren könnte. Unvergesslich sind mir schon die unendlichen, sich bis in den späten Abend hinziehenden Diskussionen, die wir, noch bevor alle organisatorischen Details geklärt waren, damit verbrachten, uns über die Aufgaben, den Titel und die Gliederung der neuen Zeitschrift einig zu werden. Beschlossen war schnell, dass sie einen deutlich interdisziplinären Charakter haben sollte, also Beiträge aus der Soziologie, Philosophie und Psychoanalyse, aber auch aus benachbarten Disziplinen wie der Zeitgeschichte und der Politikwissenschaft enthalten sollte; falls die finanziellen Mittel reichen würden, wollten wir zudem, wo es angesichts der Bedeutung eines Themas geraten schien, auch Übersetzungen von bereits in anderen Sprachen veröffentlichten Texten publizieren; als Maßstab für die Bedeutung eines Beitrags galt uns, dass er in einem sehr weiten Sinn der Fortentwicklung einer kritischen Gesellschaftsanalyse dienlich war, sei es nun durch grundlagentheoretische Überlegungen, empirische Analysen, zeitdiagnostische Betrachtungen oder auch pointierte Sammelrezensionen. Jedes der zweimal im Jahr erscheinenden Hefte sollte einen thematischen Schwerpunkt besitzen, der aber nicht so starkes Gewicht haben durfte, dass der Rest dadurch vollkommen in den Schatten gestellt würde. Für die Betitelung der verschiedenen Rubriken hatten wir den je nach Betrachtungsweise nostalgischen oder ironischen Einfall, zentrale Begriffe aus dem Werk Adornos zu verwenden, so dass der Eröffnungsteil mit jeweils drei substantiellen Artikeln von uns schließlich »Studien«, der mittlere, den Schwerpunkt enthaltende Teil »Stichwort« und der abschließende Teil mit Beiträgen zur Zeit »Eingriffe« genannt wurde. Nachdem wir ebenfalls beschlossen hatten, Adorno zusätzlich noch dadurch Reverenz zu erweisen, dass wir in den »Studien« jedes Mal einen mit ästhetischen Fragen befassten Artikel unterbringen wollten, fehlte nur noch der Titel für das ganze ehrgeizige Unternehmen – und es würde leider

zu viel Raum in Anspruch nehmen, von all den absurden Einfällen, taktischen Erwägungen und tiefsinnigen Einlassungen zu berichten, die während dieses Suchprozesses vorgebracht wurden, bis wir am Ende gemeinsam beschlossen hatten, unsere Zeitschrift mit allerlei subtilen Hintergedanken »WestEnd« zu nennen.

Theorie und Praxis der Förderanträge

All das, was ich bislang erzählt habe, fiel in die ersten zwei, drei Jahre meiner Amtszeit am Institut. Die Aussicht, im Rückgriff auf die alte Tradition tatsächlich noch einmal etwas Neues auf die Beine stellen zu können, hatte in diesen ersten Jahren bei mir und meinen Mitstreitern einen Enthusiasmus geweckt, der uns gemeinsam davon überzeugt sein ließ, hinreichend für alle zukünftig drohenden Widrigkeiten gewappnet zu sein. Die ersten, aus Institutsmitteln bezahlten MitarbeiterInnen begannen, Forschungsprojekte vorzubereiten, die nach unserer geteilten Überzeugung geeignet waren, einen empirisch erhellenden Beitrag zu unserer übergreifenden Fragestellung zu liefern; die wissenschaftliche Referentin, die wir dank des geschickten Kostenmanagements unseres begnadeten Verwaltungsleiters mittlerweile hatten einstellen können, war bereits mit der Koordinierung und redaktionellen Betreuung der entstehenden Drittmittelanträge beschäftigt; mit K.D. Wolff gab es erfolversprechende, wenn auch launige Vorgespräche darüber, die Zeitschrift »WestEnd« zukünftig zweimal jährlich unter kräftiger Bezuschussung durchs Institut in seinem Stroemfeld-Verlag erscheinen zu lassen; der erste, bereits im Jahr 2002 veröffentlichte Band unserer neuen Schriftenreihe, die von nun an beim Campus-Verlag in einer sich äußerlich stark vom Rest des Verlagsprogramms abhebenden Gestalt erscheinen sollte, bot bereits einen ersten Überblick über den zeitdiagnostischen Forschungsschwerpunkt, den wir in den kommenden Jahren unter dem Titel »Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus« empirisch bearbeiten wollten (Honneth 2002); ja, mit der Adorno-Vorlesung von Judith Butler im selben Jahr war sogar schon der Auftakt für eine ganze Vorlesungsreihe gemacht worden (Butler 2003), die wir zukünftig in Zusammenarbeit mit dem Suhrkamp-Verlag regelmäßig durchführen wollten, um der Frage nach der Bedeutung Adornos für die Einzelwissenschaften öffentlich nachgehen zu können. Kurz, wir glaubten, alles getan zu haben, was zu tun war, um das Institut wieder zu

einem lebendigen Zentrum der kritischen Sozialforschung in Deutschland werden zu lassen.

Bei all diesen erfolversprechenden Maßnahmen hatte ich allerdings, unbedarft wie ich in Sachen der drittmittelabhängigen Forschung war, die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Die ganze Existenz des Instituts hing ja aufgrund der Tatsache, dass die finanzielle Grundausrüstung ausschließlich für die Verwaltung, die Sekretariate und die Bibliothek verwendet wurde, ganz wesentlich davon ab, ob es dauerhaft gelang, gemeinsam Projektanträge zu generieren, die nach entsprechender Antragstellung von einer der wissenschaftlichen Fördereinrichtungen bewilligt werden und mithin die dringend benötigten Forschungsgelder einbringen würden. Diese Klippe stellte auch solange kein wirkliches Problem dar, wie das Institut vornehmlich nur auf dem eng umgrenzten Feld der Industriesoziologie tätig war, weil stets unschwer zu antizipieren war, welche Erwartungen auf Seiten der Förderorganisationen bestanden, wie der Kreis der GutachterInnen zusammengesetzt sein würde und was mithin ein erfolversprechender Antrag beinhalten müsste. Aber all diese eingespielten Routinen der Antragstellung mussten in dem Augenblick versagen, in dem das Institut daranging, seinen Forschungsschwerpunkt nicht einfach nur zu verlagern, sondern ihn interdisziplinär auszuweiten und überdies stärker an eine philosophische Fragestellung zurückzubinden; denn nun war mit einem Mal gar nicht mehr klar, ob und wie die vorgesehenen Forschungsprojekte in die engmaschigen Raster passen würden, die die DFG und andere Forschungsorganisationen für die Antragstellung vorgesehen hatten. Nicht, dass es uns an Ideen gefehlt hätte, wie man die hypothetisch behaupteten »Paradoxien« anhand der Verlaufsform einzelner Reformbemühungen in bestimmten Sozialbereichen empirisch hätte untersuchen können; aber schnell stellte sich heraus, dass diese angedachten und ausgiebig diskutierten Projekte kaum in ein Format zu bringen waren, das die von den Stiftungen erlassenen Auflagen an die Antragstellung in ausreichendem Maße erfüllen würde. Probleme solcher Art taten sich an zwei Stellen zugleich auf, die beide damit zu tun hatten, dass wir, um unserer übergreifenden Fragestellung gerecht werden zu können, historische Prozesse von mittlerer Dauer aus der Perspektive unterschiedlicher Disziplinen untersuchen mussten. Ich kann die Schwierigkeiten, vor denen wir damit standen, am besten am Beispiel eines der geplanten Teilprojekte erläutern.

In einem der obengenannten Arbeitskreise – dem wir, wenn ich mich recht erinnere, den Titel »Familie und Sozialisation« gegeben hatten – war

nach langen Diskussionen der Plan entstanden, in Kombination von soziologischen und psychoanalytischen Perspektiven empirisch zu untersuchen, inwiefern die seit den frühen 1970er Jahren in Gang befindliche Enttraditionalisierung der Familie inzwischen tatsächlich dazu geführt hatte, dass die Väter nun wesentlich aktiver an der Kindererziehung beteiligt waren und somit eine gänzlich »neue« Rolle innerhalb der familialen Triade zu übernehmen begannen. Mit der einschlägigen Literatur aus beiden Disziplinen hatten wir uns in langen Abendsitzungen mittlerweile hinlänglich vertraut gemacht, einige der Mitwirkenden waren überdies selber im Bereich der Familiensoziologie oder der psychoanalytischen Familientherapie tätig, so dass es uns nach rund einem Jahr an der Zeit schien, von der Phase der bloßen Erwägung einer Idee in die der konkreten Antragsformulierung überzugehen; zwei der Beteiligten hatten sich bereit erklärt, gegebenenfalls die Durchführung des Projekts zu übernehmen, obwohl das für beide bedeutete, ein hohes Risiko auf sich zu nehmen, weil sie sich für die Dauer der vom Institut nur äußerst spärlich finanzierten Antragsvorbereitung von ihrer beruflichen Tätigkeit beurlauben lassen mussten und im Fall eines Scheiterns also auch vor dem Nichts hätten stehen können – ein Wagnis, an dem sich schlagartig das Prekäre an der Lage von jungen WissenschaftlerInnen offenbart, die aus Begeisterung und Engagement für die Sache eine befristete und schlechtbezahlte Projektstelle einer lukrativeren und sichereren Berufstätigkeit vorziehen. Auf jeden Fall waren alle im Haus schnell Feuer und Flamme für das geplante Projekt, nicht nur, weil es bestens geeignet war, die leitende These unseres Schlüsselthemas für den Bereich der Familie einer empirischen Überprüfung zu unterziehen, sondern auch, weil damit das alte, bis auf die Studie »Autorität und Familie« zurückgehende Interesse des Instituts an den Strukturwandlungen der familialen Sozialisation wiederaufgenommen werden würde. Die ersten Schwierigkeiten begannen sich allerdings schon abzuzeichnen, als uns in Vorgesprächen mit den wohlgesonnenen Referenten der DFG angedeutet wurde, dass ein derartiges Projekt deswegen wenig Erfolgsaussichten besäße, weil darin Annahmen über den Zustand der Familie in den 1970er Jahren vorausgesetzt würden, für die die empirischen Belege gar nicht selbst erbracht werden könnten; es helfe wenig, so hieß es weiter, diese Lücke durch Verweis auf die Ergebnisse einschlägiger Untersuchungen schließen zu wollen, da deren Validität ja ihrerseits durchaus fraglich sei und von uns im Rahmen des Projektes nicht überzeugend nachgewiesen werden könnte. Erst im Lichte dieser Anmahnungen wurde mir vollends klar, dass das beabsichtigte Projekt, ja alle Projekte, die wir bislang im Sinne einer

empirischen Überprüfung unserer zeitdiagnostischen These ins Auge gefasst hatten, von Seiten der Fördereinrichtungen als Längsschnittuntersuchungen behandelt werden würden, weil wir selbstverständlich versuchen mussten, das Verhalten einer bestimmten Gruppe von Akteuren über einen Zeitraum von einigen Jahrzehnten empirisch zu untersuchen; und wenn es im Rahmen solcher Studien nicht erlaubt war, den Beginn dieses Zeitraums durch Verweis auf inzwischen hinlänglich bestätigte Forschungsergebnisse zu beschreiben, so gab es für uns keinerlei Aussicht, Fördermittel für empirische Projekte einzuwerben, in denen wir unsere erkenntnisleitende Hypothese an ausgewählten Fallbeispielen direkt überprüfen wollten.

Man mag diesen ersten Rückschlag entweder als einen Beleg für das ganze Ausmaß meiner Einfalt in Belangen der soziologischen Drittmittelforschung nehmen oder aber als einen Hinweis darauf, dass ein so ambitioniertes Forschungsprogramm, wie wir es vor Augen hatten, letztlich nur mit Hilfe von drittmittelunabhängigen, also aus dem Grundhaushalt finanzierten WissenschaftlerInnen durchführbar gewesen wäre. Ganz unabhängig davon aber, wie das Urteil ausfällt, für uns bedeutete die erhaltene Auskunft, an unseren bisherigen Plänen Abstriche vornehmen und das gemeinsame Forschungsvorhaben daher in weniger ehrgeizige, nicht historisch ausgerichtete und daher empirisch besser zu handhabende Teilprojekte zerlegen zu müssen. Mit Bezug auf die erwähnte Studie zu den »neuen Vätern« hieß das, von der Absicht abzulassen, einen sei es paradoxal oder geradlinig verlaufenden Entwicklungsprozess zu untersuchen, und uns stattdessen nur auf die Erforschung des Ist-Zustandes in der familialen Aufgabenteilung zwischen Mann und Frau zu beschränken.

Aber die nächste Klippe ließ nicht lange auf sich warten und kam in Form der dringenden Empfehlung daher, in das soziologische Forschungsprojekt auf keinen Fall psychoanalytische Betrachtungen einfließen zu lassen. Auch diese Auflage hatte wieder einen gut nachvollziehbaren Grund, mussten die Stiftungen doch darauf achten, dass die eingereichten Forschungsanträge jeweils nur einer Disziplin zuzuordnen waren, damit sie durch den Kreis der FachgutachterInnen sachverständig beurteilt werden konnten. Allerdings war damit auch unsere Hoffnung auf eine Wiederbelebung der interdisziplinären Sozialforschung am Institut vorläufig erst einmal »gestorben«. Das geplante Forschungsprojekt zu der Frage, wie es heute um die Mitwirkung der Väter an der Kindererziehung und der Hausarbeit bestellt war, musste theoretisch weiter abgespeckt und auf das Standardformat eines soziologischen Drittmittelantrags gebracht werden. Hätten die zwei für

das Projekt vorgesehenen MitarbeiterInnen damals aufgrund der vielen Hürden und ihrer prekären Lage die Flinte ins Korn geworfen, so wären wir ihnen wohl umgehend gefolgt und hätten das lange vorbereitete Projekt aus lauter Enttäuschung komplett fallengelassen; aber beide beharrten darauf, inzwischen von der Aktualität und Wichtigkeit ihres Themas gänzlich überzeugt, einen vollständig überarbeiteten, um viele wesentliche Gedanken gekürzten Antrag doch noch bei der DFG einzureichen und wurden schließlich für ihr Durchhaltevermögen und Engagement auch belohnt: Nach einigem Hin und Her bewilligte man den Antrag, das Projekt konnte realisiert werden, die Studie, die daraus resultierte, wurde unter dem Titel »Neue Väter?« als Band 24 unserer Schriftenreihe veröffentlicht (Bambey, Gumbinger 2017) – das glückliche Ende eines Desillusionierungsprozesses, der mehr als zehn Jahre gedauert hatte und mich zu der bitteren Erkenntnis gelangen ließ, dass bei vollständiger Drittmittelabhängigkeit der Forschung das hehre Ziel einer interdisziplinär angelegten Gesellschaftsanalyse nicht zu verwirklichen ist.

Die Lehre, die wir daraus zogen, ist schnell umrissen: Die Idee, alle Forschungsprojekte des Hauses um ein einziges, philosophisch inspiriertes Schlüsselthema kreisen zu lassen, mussten wir alsbald endgültig ad acta legen; Projekte diesen Typs würden wir in Zukunft nur noch mittels Anträgen bei Programmsparten zu finanzieren versuchen, die die Stiftungen ausdrücklich für größere, interdisziplinär zusammengesetzte Forschungsgruppen vorsahen, so dass insgesamt die wissenschaftliche Forschungstätigkeit im Institut wieder stärker dem Wildwuchs von Einzelinitiativen der wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter überlassen bleiben sollte. Das Haus, das ich gründlich renovieren wollte, hatte zwar inzwischen einen sehenswerten, vielfarbigen Außenanstrich erhalten, war aber im Inneren nahezu so sanierungsbedürftig geblieben, wie ich es vorgefunden hatte. Es sollte noch einmal rund zehn Jahre dauern, bis ein Expertenteam des Wissenschaftsrats das Land Hessen und die Stadt Frankfurt auf diesen Renovierungsbedarf in der Organisation des Instituts aufmerksam machte – und damit, wie zu hoffen ist, die Tür zu einer neuen Zukunft aufstieß.

Literatur

- Bambey, Andrea / Gumbinger, Hans-Walter 2017: Neue Väter? Rollenmodelle zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie, Band 24, Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Butler, Judith 2003: Kritik der ethischen Gewalt. Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2002, übersetzt von Rainer Ansén. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Honneth, Axel (Hg.) 2002: Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus. Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie, Band 1, Frankfurt am Main, New York: Campus.